

Esperance

Esperance, 16.10. – 20.10.10

Text: Sonja, Photos: Sonja & Klaus

„L’espérance“ heißt die Hoffnung. Ich mag die Hoffnung. Oft genug ist es das rettende Prinzip, welches an einem typischen Chaosbombertag Anwendung findet - egal ob in der Arbeit oder Privat. Ohne Hoffnung – nein, das geht gar nicht, dann könnte man ja gleich aufgeben. Auf den eher langweiligen Kilometern nach Esperance überlege ich, welchen Grund die Stadtväter wohl hatten, ihre Stadt „Hoffnung“ zu benennen. Die Hoffnung auf den schnellen Erfolg? endlich Freiheit? ein friedliches Leben? die große Liebe? oder einfach nur genügend zu Essen im Bauch? Ich lasse meiner Phantasie freien Lauf. Die Antwort ist dann weitaus prosaischer: benannt nach dem spanischen Schiff „Esperanza“, welches dort einmal angelandet ist. Also kam die Stadt zu ihrem Namen wie gefühlte 95% aller (europäischen) Namen im Lande. Wie langweilig. Da war meine Phantasie doch wesentlich spannender.



Meine eigenen Hoffnung auf Esperance sind bescheidener: möchte ich doch nur feststellen, ob die Strände der Stadt wirklich so schön sind, wie in Prospekten, Führern und von anderen Reisenden beschrieben. Außerdem ist es die letzte Station vor dem „Sprung“ in den Osten, und da wollen

wir doch noch einmal gucken, was es so außer Autofahren noch gibt. Ach ja, kleine Anmerkung am Rande: meine Beschäftigung mit „L’espérance“ lässt mich den Städtenamen für einige Tage ungewollt französisch aussprechen, was zur Verwirrung aller Beteiligten führt. Keiner versteht, wohin wir eigentlich wollen ;-). Aber das harte englische Esperance (phonetisch: Äsperänz oder so ähnlich) – irgendwie passt das nicht so gut zu meinem „Prinzip Hoffnung“. Im Zuge der Völkerverständigung wird aber im Laufe der Zeit aus meiner französischen Hoffnung doch noch die harte englische Realität. Warum muss sie einen auch immer einholen?



Drei Tage später: dass Klaus Füße im Wasser stehen, sieht man kaum, so klar ist es. Der beste Indikator, dass nicht alles ganz normal ist, sind seine Beine – sie sind von oben bis unten mit Gänsehaut überzogen. „Du weißt schon, dass Du manchmal bescheuerte Ideen hast, oder?“ ruft er über seine Schulter zu mir zurück. Ich hole tief Luft, renne los und rufe im Vorbeilaufen zurück: „das ist doch nicht wirklich etwas neues, oder?“ Im Gegensatz zu Klaus beherzige ich den Rat des Rangers: wenn man ins Wasser möchte soll man ja nicht langsam hineinwaten - dass wäre viel zu kalt - sondern einfach hineinrennen. Wenn man einmal drin ist, kann man ein paar

Minuten schwimmen und beim Hinauskommen fühlt man sich wie neugeboren. Und das Wasser ist wirklich kalt – höchstens 17°C – und aus den „paar Minuten“ werden maximal drei – aber wir waren im Wasser. Die Strände hier sind so wunderschön und das Wasser dermaßen klar – einmal musste ich hinein und sei es noch so kalt. Das war ich meiner persönlichen Ehre schuldig.





Wie es oben schon anklingt: meine „L’espérance“ wurde voll und ganz erfüllt. Esperance wirbt damit, es hätte die schönsten Strände in ganz Australien. Nun – ob es die schönsten sind mag ich nicht beurteilen – dazu haben wir zu viele wundervolle Strände gesehen – aber sie gehören mit Sicherheit zu den schönsten. Sie sind der Stoff, von dem ich an den oben genannten Chaosbombertagen träumen werde. Diese Farben sind schwer zu begreifen und

noch schwieriger zu beschreiben. Es gibt im Cape Le Grand – dem bei Esperance liegenden Nationalpark – zwar einen Wanderweg an der Küste, aber ganz gegen unsere Gewohnheit reizt er Klaus und mich diesmal nicht wirklich.

Stattdessen sitzen wir stundenlang auf den Granitfelsen am Strand, reden gar nicht oder über Gott und die Welt und versuchen einfach, die Schönheit dieser Farben und Strände in uns aufzunehmen. Ob es uns gelungen ist, ein Stück weit davon mit nach Hause zu nehmen, wird wohl erst die Zeit und die Erinnerung weisen. Womit wir wieder bei „L’espérance“ wären.



Transit

Nullarbor, 20.10. – 23.10.10

Text: Klaus, Photos: Klaus

„Instant or should I push the button?“ – nicht gerade das, was ich nach fast 4 Stunden im Auto hören möchte. Wir sind unterwegs auf unserer letzten langen Transitstrecke von Esperance nach Adelaide. 2000 Kilometer durch den Nullarbor (lateinisch: kein Baum), „Australia’s Great Road Journey“ oder auch das „Adelaide – Perth Adventure 2010“ (so die Werbebroschüren der Touristinfo). Es gibt an den Roadhouses Urkunden zu kaufen, die bestätigen dass man es zu Fuß (haben wir niemanden gesehen), mit dem Rad (kopfschüttelnd einige gesehen), mit dem Töff (viele) oder per Auto (sehr viele) geschafft hat. Außerdem gibt



es hier den „World’s longest Golf Course“, die 18 Loch verteilt über 1.365 km, für die die immer schon mal was besonderes machen wollten und denen Golfbuggies



zwischen den Löchern zu fad waren. Wir wollen eigentlich nur Richtung Osten, aber falls da noch ein Abenteuer auf uns wartet, warum nicht.

Einen Tag zuvor sind wir in Esperance gestartet und nach 200 ereignislosen Kilometern Richtung Norden erreichen wir Norseman, Goldgräberstadt seit 1894 und der Start für die „richtige“ Nullarborstrecke. Ein letztes Mal „günstig“ getankt, Kaffee in einem gemütlichen Café getrunken und dann geht es los. Es ist heiß und drückend schwül, aber hier in der Nullarbor Ebene ist Abkühlung nicht zu erwarten. Wir wundern uns etwas wie viele Bäume wir immer noch sehen, aber spätestens morgen wird sich das sicher ändern.

Unser erster Übernachtungsstopp in Balladonia ist schon sehr „ursprünglich“. Staubig, voller Fliegen und im Umkreis von 200 km kein weiteres Haus. Wir treffen einen älteren Australier wieder, den wir vor fast zwei Monaten an einem anderen Roadhouse kennengelernt haben und tauschen Reiseerlebnisse aus. Mit der untergehenden Sonne verschwinden dann auch die nervtötenden Fliegen, bevor wir uns aber darüber freuen können, kommen hunderte „fliegende Würmer“ (keine Ahnung wie die hier heißen, bei uns nennt man sie *Mistviecher*). Sie fliegen um jedes Licht, aber auch um unsere Köpfe, werfen dann ihre Flügel ab und kriechen in Kragen, Hose, Ohren. Wo man auch hinlangt, überall ist eins und auch nachdem wir in den Wagen geflüchtet sind, finden wir sie überall. Wir brauchen fast eine Stunde bis wir alle erwischt haben. Nachts kommt Regen (den gibt es hier eigentlich nicht) und am nächsten Morgen erinnern nur noch die tausenden kleinen, durchsichtigen Flügel überall an den Spuk.





Der zweite beginnt mit einem echten Highlight: „90 Mile straight“ – Australiens längste gerade Straße. Wirklich spannend, da kommt eine Kaffeepause gerade recht. Jedes Roadhouse auf dem Nullarbor bisher hatte eine ausgezeichnete italienische Kaffeemaschine und Sonja freut sich

schon auf ihren Latte. Bis die Frage kommt, mit der der Bericht beginnt. Ausgerechnet unser „Mittagsroadhouse“ ist noch ein wirkliches Original. Vergilbte Plastikstühle, ein Röhrenfernseher in dem Werbung für Produkte läuft, die im Umkreis von 1000 km nicht zu bekommen sind, und den Kaffee macht man sich in einem Nebenraum selbst. Ein großes Glas Kaffeepulver, eine Thermoskanne heißes Wasser und ein paar saubere Mugs. „Kaffeeweisser“ und Zucker gibt es natürlich auch. Oder man zahlt einen kleinen Aufpreis und der Chef drückt persönlich an einem Automaten die Taste für die gewünschte Kaffeespezialität, dann ist Zucker und „Milch“ auch gleich mit drin. Ich erspar dem Chef die Mühen und nehme Instant und Sonja gönnt sich eine Diet Coke.

Kurz danach weist uns ein Schild an der Strecke darauf hin, dass wir in eine andere Zeitzone wechseln und die Uhren 45 Minuten (!) vorstellen sollen. Fanden wir die 30 Minuten bzw. 1,5 Stunden Umstellung im Norden schon „merkwürdig“, fehlen mir hier die Worte und wir beschließen den Schmarren für die nächsten 400 km nicht mitzumachen und dann auf einen Schlag 1,5 Stunden weiterzustellen.

Abends dann unser schönstes Roadhouse auf der Strecke. Eine wunderbare Aussicht von einer Hochebene über die Bäume (immer noch!) bis zum Meer, saubere, große Duschen (zum ersten Mal in Australien mit Münzeinwurf, da hier kaum Regen fällt und Wasser kostbar ist) und ca. 50 Steckdosen, verteilt über eine weite Fläche, die staubtrocken wäre, würde es nicht immer wieder kurz regnen(?). Es dauert ein bisschen bis wir einen Platz für uns gefunden haben, da es nur 20 funktionierende Steckdosen gibt und schon 18 Leute eine gefunden haben. Ich liebe solche kleinen Herausforderungen am Abend. Mit dem Wasserkocher bewaffnet rennen wir eine viertel Stunde über den Platz um die Steckdosen zu testen, bis jemand genug über uns gegrinst hat und sich erbarmt uns eine „gute“ zu zeigen.

Am dritten Tag kommt die Grenze und damit der Quarantine Check Point für Obst und Gemüse, das nicht nach Western Australia (WA) eingeführt werden darf, um sicherzustellen dass WA „fruchtfliegen-frei“ bleibt. Ist zwar vielleicht etwas paranoid, aber kennen wir ja schon aus dem Norden und wir reisen ja diesmal aus. Dumm nur, dass man kein Obst und Gemüse von Western Australia nach South Australia (SA) einführen darf, um sicherzustellen, dass SA „fruchtfliegenfrei“ bleibt. Wer das jetzt versteht, schicke uns bitte eine kurze Mail. Es hat aber auch sein gutes: Man braucht abends niemanden zu fragen, in welche Richtung er fährt. Ein Blick auf den Teller langt. So gesund wurde noch auf keinen Campground gekocht. Zusätzlich sitzt eine Familie seit einer Woche auf dem Campingplatz fest und wartet auf ein Ersatzteil für den Wagen, tausende Kilometer in jede Richtung von einem Supermarkt entfernt. Der Bitte, „überschüssiges“ Gemüse und Obst an sie zu verkaufen wird eifrig nachgekommen, meist auch ohne Bezahlung.



Wir passieren die Grenze nach SA ohne Kontrolle, da hier netterweise erst in 500 km kontrolliert wird, kurz bevor man wieder frisches Obst (direkt von der Kontrollstelle?) kaufen kann. Dutzende Roadtrains säumen die Strasse, da auch der Viehtransport reglementiert ist. Schafe aus dem Westen müssen an der Grenze „umsteigen“ – wozu das gut sein soll, keine Ahnung. Auf jeden Fall haben wir weiterhin die vollen Laster, inklusive Geruch, vor uns und die leeren, sauberen im Gegenverkehr. Mir vergeht etwas die Lust auf Lammfleisch, wenn ich sehe, wie die Tiere auf vier Ebenen übereinander stehen und freudig, neugierig an den Rand drängen, als ich komme ein Photo zu machen. Wahrscheinlich denken sie, wenn jemand kommt, geht es zurück auf die weiten Weiden – ich glaube eher nicht.



Auf den nächsten 150 km kommen mehrere Aussichts- und Photopunkte, die bei Sonnenschein wunderschöne Blicke auf Klippen und das Meer ermöglichen. Bei Regen (langsam kann ich es nicht mehr hören, dass der hier sehr selten ist) ist es weniger spannend. Wir treffen Jeff und Elaine wieder, zwei Rentner auf Reisen, die wir aus dem Cape Le Grand NP kennen und Jeff erzählt wieder Geschichten aus seiner Zeit in Deutschland und Europa.

Anfang der 70er ist er aus Berlin der Liebe wegen regelmäßig in die UdSSR bis die Sowjets drei Tage vor der Hochzeit Wind von der Sache bekamen und ihm die Einreise verweigerten. Danach ging es kreuz und quer durch Europa, per Anhalter oder zu Fuß bis wieder das Geld alle war und er irgendwo jobbte. Nach sechs Jahren kehrte er nach Australien zurück und bekam sogar seinen alten Job wieder angeboten. Er hat nur gelacht und gemeint, das wäre wohl absurd gewesen. Kein Wunder, dass er auch heute noch so oft wie möglich unterwegs ist. Wir sind uns beide einig, dass das nicht unser Leben wäre, aber wir lauschen gerne solchen Erzählungen.

Und jetzt kommt tatsächlich eine baumlose Strecke, zwar nur ca. 50 km, aber immerhin. Nicht lange danach, kommen erst Bäume und spätestens als die ersten eingezäunten Weiden die Straße säumen und Schafe wieder da stehen wo sie hingehören, ist klar, dass das Abenteuer dem Ende entgegengeht. Beim letzten Übernachtungsstopp gibt es schon wieder ein paar Häuser als Nachbarn und nur der Hinweis beim Duschen bitte Wasser zu sparen („Rain is hard to come by out here“) wirkt etwas deplaziert. Wir weisen den Campingplatz anstandshalber nicht darauf hin, dass wir mehr Regenwasser mitgebracht als verbraucht haben.



Der Kontrollpunkt am nächsten Morgen lässt uns nach einem gelangweilten Blick in den Kühlschrank ohne Probleme passieren und so langsam kommt auch die Sonne wieder durch. Obwohl es nicht wirklich ein Abenteuer war (wir verzichten auf den Kauf der entsprechenden Urkunde) bin ich froh, als die Fahrerei nach fast 2000 km zu Ende geht und wir Richtung Flinders Ranges abbiegen können.

Die Königsetappe

Flinders Ranges, 26.10.10

Text: Sonja, Photos: Sonja & Klaus



Ausnahmsweise sitzen wir beim Frühstück einmal vor dem Wagen und nicht wie sonst üblich hinter oder neben ihm. Das ermöglicht ungewöhnliche Blickwinkel und nicht alle davon erfreulich. „Sonja, guck mal, der Reifen hier ist total abgefahren“ kommt prompt Klaus Kommentar. Tatsächlich, sogar ich erkenne – einmal darauf hingewiesen – dass der Innenreifen rechts vorne nicht so aussieht wie er aussehen sollte. Oh Mann, das bedeutet Handlungsbedarf. Und

eigentlich wollen wir heute doch den Wilpena Pound Rundkurs laufen. Wir beschließen, erst einmal unsere Mietwagenfirma anzurufen und dann zu entscheiden, ob wir heute noch laufen können. Wir sind in den Flinders Ranges, 160 km von Port Augusta, der nächst größeren Stadt, entfernt. Wahrscheinlich passiert heute eh nichts mehr. Und so ist es auch – Lucio von Easy Life Rentals verspricht bis heute Abend Bescheid zu geben, ob und wo wir neue Reifen bekommen.



Wir sind somit eine halbe Stunde später als geplant, kommen aber trotzdem um neun auf die Strecke. Lang ist unsere Tour heute, 21,6 km incl. einer Bergbesteigung. Im Führer ist die Tour als „hard“ ausgewiesen – aber das hatten wir schön öfters und meistens ging es ganz gut und ohne Stress. Seit dem Ormiston Pound in den MacDonnell Ranges (s. Outback Bericht) reizt uns der Wilpena Pound. Diese „Talbecken“ umgeben von Gebirgszügen in einer sonst ebenen Fläche haben schon etwas besonders und wir

wollen den Wilpena Pound unbedingt kennen lernen.

Die erste Stunde ist noch gemütlich zu laufen und dann kommt – wie erwartet – der steile Aufstieg. 650 Höhenmeter auf nicht ganz drei Kilometer Strecke – das beißt ganz schön in den Waden. Nach dem ersten Sattel – noch 1,6 km bis zum Gipfel wird es dann zwischenzeitlich haarig – Klaus und ich verlieren uns. Da Klaus wesentlich schneller als ich aufsteigt, geht er oft voraus und ich hole ihn dann ein, wenn er stehen bleibt um zu fotografieren. Manchmal überhole ich ihn auch und laufe voraus. So geschehen auch hier. Nur kommt Klaus nicht nach. Und kommt nicht und kommt nicht. Ich warte. Und warte. Und irgendwann steige ich dann ab und gehe zurück zu dem Stück, wo wir uns zuletzt gesehen haben – kein Klaus. Und nun werde ich wirklich nervös. Um nicht zu sagen mir ist schlecht. Wo kann er nur hin sein? Mir kommen die wildesten Vermutungen und Ideen in den Kopf – wer hat eigentlich je behauptet ich sei phantasielos? Ich mag die Leser nicht langweilen und unsere Mütter nicht ängstigen. Nur soviel – zum erste Mal auf unseren Reisen kam die bisher zum Glück immer umsonst mitgeschleppte Trillerpfeife zum Einsatz – Rufen ist im Gebirge



zwecklos - und nach einer halben Stunde haben wir uns glücklich wieder gefunden und in die Arme geschlossen. Zumindest half das ausgeschüttete Adrenalin die restlichen Höhenmeter rasch und ohne Probleme zu überwinden. Die Aussicht ist grandios – vor uns die Salzseen, hinter und neben uns die Gebirgsketten, in der Mitte das Becken. Trotz all der Mühen gönnen wir uns nur eine kurze Rast – es ist wesentlich später als ursprünglich geplant.



Nach viereinhalb Stunden reiner Laufzeit haben wir erst 9,6 Km hinter uns gebracht – und obwohl wir wissen, dass die restlichen Kilometer als einfacher eingestuft werden sind wir ob dieser Zeit etwas nervös. Wir versuchen schnell abzustiegen. Dass ist jedoch gar nicht so einfach wie gedacht. Zwar sind die verbleiben zwölf Kilometer nicht mehr so steil und nicht mehr mit soviel Kletterei verbunden – doch sehr anstrengend sind sie zunächst auch. Über vier Kilometer lang geht es über große Gesteinsbrocken und Geröll. Konzentration ist nach wie vor gefordert und Muskelkraft auch – falsche Schritte werden mit Umknicken bestraft. Erst nachdem wir im Tal auf weitere Wanderwege stoßen wird das Laufen tatsächlich einfacher – und die Landschaft auch wieder schöner. Versperren uns vorher noch hohe Büsche die Sicht, sind wir nunmehr von Blumenfeldern umgeben. Als es noch fünf Kilometer bis zum Ziel sind, trete ich in einen kurzen Streik. Ich brauche eine Pause und mir werden doch auch tatsächlich zehn Minuten gegönnt – gerade genug um zwei Kekse zu essen und den Zuckerspiegel auf Arbeitsniveau zu erhöhen. Ja, mein Göttergatte kann ein ganz schöner Sklaventreiber sein. Er rannte übrigens in diesen zehn Minuten umher und machte Photos (was auch sonst?).



Kurzer Rede langer Sinn: nach $7 \frac{3}{4}$ Stunden reiner Laufzeit und $8 \frac{1}{4}$ Stunden Trip kamen wir ziemlich müde wieder im Camp an und gönnten uns einen Kaffee. Und ja – wir würden diesen Trip wieder machen, er hat sich definitiv gelohnt. Auch wenn er hart war – unsere Königsetappe halt.

P.S. Um Fragen vorzubeugen: Klaus folgte dem alten und somit immer noch ausgewiesenen Trail auf den Gipfel – ich dem neuen. Und – am nächsten Tag ging es zurück nach Port Augusta, Reifen wechseln. Diese 160 km waren erneut ziemlich nervenaufreibend. Bei Ankunft in der Werkstatt kommt schon das Stahlgeflecht des Reifens durch. Noch einmal Glück gehabt!

